

Amerika sollte trocken sein, erlebte aber nach 1920 die Herausbildung einer neuen Trinkkultur, die wiederum der modernen Konsumgesellschaft zum Durchbruch verhalf. Alkohol avancierte zu einer Art Modedroge, die nicht zuletzt in den urbanen Mittelklassen viel Anklang fand, dort aber – aller rauschhaften Hingabe und rhetorischen Dicktuerei zum Trotz – nur mit schlechtem Gewissen konsumiert wurde. Thomas Welskopp, ein in Bielefeld lehrender Historiker, schildert diese schalen Exzesse und begibt sich damit auf die Spuren von Sinclair Lewis, der die Ambivalenz der amerikanischen Prohibitionszeit in seinen Romanen meisterhaft beschrieben hat.

Thomas Welskopp

Ein „Cheers“ auf das schlechte Gewissen

Gesellschaftliche Trinkkultur und Geschmacksverfall in der amerikanischen Prohibitionszeit 1920 bis 1933

1. Die *National Prohibition* in den USA, 1920–1933

Am 16. Januar 1920, Schlag 24 Uhr, trat in den Vereinigten Staaten von Amerika ein nationales Alkoholverbot in Kraft, das, bis dahin einzigartig in der Geschichte der Neuzeit, Verfassungsrang besaß. Es hatte eine lange Vorgeschichte in der kirchlich verankerten Temperenzbewegung, die weit ins 19. Jahrhundert zurückreichte. Aus religiöser Gegnerschaft zum Alkohol hatte sich dann seit den 1870er Jahren eine soziale Bewegung entwickelt, deren aktivster Ausdruck zunächst die *Woman's Christian Temperance Union* war. Von 1893 an schlug die *Anti-Saloon League* als erste parteiübergreifende *Single issue*-Lobbyorganisation daraus politisches Kapital. Sie nutzte die politischen Konjunkturen, so etwa den Rassismus im „alten Süden“, den sozialen Reformeifer des *Progressivism* im Norden und schließlich die antideutsche Stimmung im Ersten Weltkrieg, um in beiden Häusern des amerikanischen Kongresses eine Zweidrittelmehrheit für einen Verfassungszusatz zusammenzubringen. Dieser wurde am 17. Dezember 1917 gegen das Veto des Präsidenten Woodrow Wilson verabschiedet.

Der 18. Zusatzartikel zur U.S. Constitution erklärte die Herstellung, den Transport und den Verkauf von „berauschenden alkoholischen Getränken“ fortan für illegal. Ein Ausführungsgesetz, der nach seinem Sponsor im US-Senat so genannte Volstead Act, legte die Grenze, von der an ein Getränk als „berauschend“ gelten sollte, auf einen Alkoholgehalt von 0,5 Volumenprozent Ethanol fest, der geringsten zuvor steuerpflichtigen Menge des nunmehr verbotenen Stoffes. In Zukunft, so jubelten die Prohibitionsbefürworter aus den Reihen der *Anti-Saloon League*, der damals mächtigsten amerikanischen Lobbyorganisation, die beide Häuser des Kongresses beherrschte, werde Amerika „bone dry“ sein,

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

„knochentrocken“, eine „Ära des klaren Denkens und des sauberen Lebens“ sei damit angebrochen¹.

Dass dem nicht ganz so war, sollte sich rasch erweisen. Allein die Regelung der Alkoholzufuhr für die Industrie, deren Bedarf an Kraftstoffen, Kühlflüssigkeiten (Automobile), Lösungsmitteln, Farben und vielem mehr in den 1920er Jahren auf ein Vielfaches des Vorkriegsverbrauchs anwuchs, blähte den Gesetzeskommentar zum *Volstead Act* zu einem Konvolut von über 1.000 Seiten auf². Damit war noch gar keine illegale Aktivität unterstellt, doch findige Pioniere einer alsbald aufblühenden Schattenwirtschaft verstanden sich schnell darauf, Industrialkohol an den Kontrollstellen vorbei oder aus dem Produktionsprozess heraus abzuleiten und in die Kehlen von Millionen Amerikanern fließen zu lassen, die nach allem dürsteten, was einen gehörigen „Kick“ verhiess. Industrialkohol und der Schmuggel über die Landesgrenzen machten aber nur einen winzigen Bruchteil des illegalen Alkohols aus, der vor allem in den großen Städten zirkulierte. Die übergroße Masse des Stoffes von meist zweifelhafter Qualität und unberechenbarer Wirkung kam aus der Eigenproduktion einer Schattenindustrie, deren Produktionsstätten gegen Ende der Prohibition – der Prohibitionsartikel wurde von einem weiteren, dem 21., Verfassungszusatz mit Wirkung vom 5. Dezember 1933 für ungültig erklärt – die Größe mittlerer industrieller Betriebe erreichen sollten. Die Schattenindustrie katapultierte sich mit einem (geschätzten) Jahresumsatz von fünf Milliarden Dollar auf den dritten Rang unter den größten amerikanischen Gewerbezweigen und überholte damit sogar die Automobilindustrie.

Mit Inkrafttreten der *National Prohibition* veränderte sich die amerikanische Kultur vielfältig, zunächst im engeren Bereich des geselligen Alkoholgenusses. Die Amerikaner, die auf dem besten Wege waren, eine Gesellschaft von Bierkonsumenten zu werden, wandelten sich zu einer Nation von „Schnapssäufern“. Der hastige, auf schnelle, spürbare Wirkung bedachte Akt des Trinkens verlagerte sich in Flüsterkneipen, *Speakeasies*, die in allen Qualitäten vom gemeingefährlichen *Clip Joint* bis zum flitterigen *Night Club* daherkamen, ihren Kunden unter dem Strich aber sämtlich ein miserables Preis-Leistungs-Verhältnis boten. Das galt auch für die wohlhabenden Vertreter der amerikanischen Mittelklassen, die zu Stammkunden der wachsenden Alkoholschattenwirtschaft wurden. Um deren kulturelle Praktiken im Umgang mit dem illegalen Stoff Alkohol soll es auf den folgenden Seiten gehen. Vor allem der private Alkoholkonsum im Kontext geselliger Zusammenkünfte, gesellschaftlicher Einladungen und häuslicher Partys steht dabei im Mittelpunkt.

Die Fragestellung lautet, warum und auf welche Weise die Kombination aus sozial „angesagter“ Übertretung des Alkoholverbots und der diskursiven Verar-

¹ Vgl. Richard F. Hamm, *Short Euphorias Followed by Long Hangovers: Unintended Consequences of the Eighteenth and Twenty-first Amendments*, in: David E. Kyvig (Hrsg.), *Unintended Consequences of Constitutional Amendments*, Athens/London 2000, S. 164–199; Thomas R. Pegrarn, *Battling Demon Rum. The struggle for a dry America 1800–1933*, Chicago 1998.

² Vgl. William J. McFadden, *The Law of Prohibition. Volstead Act Annotated. Rules of Law Governing Practice and Procedure in the Federal Courts and Practice Forms*, Chicago 1925.

beitung des damit einhergehenden schlechten Gewissens das Aufkommen einer offenen Gegnerschaft zur *National Prohibition* in diesen für die Prägung der öffentlichen Meinung wichtigen Bevölkerungsgruppen lange Zeit, nämlich bis Ende der 1920er Jahre, gehemmt hat. Die Analyse stützt sich vor allem auf die damals boomenden Zeitgeist-Magazine, die dem Phänomen große Aufmerksamkeit schenkten und aufgrund ihrer hohen Preise vor allem von den in Frage stehenden gesellschaftlichen Kreisen gekauft wurden. Auch literarische Quellen erlauben einen ansonsten kaum möglichen Blick ins Innere dieser „besseren Gesellschaft“. Amtliche Berichte, Enquêtes und zeitgenössische sozialwissenschaftliche Untersuchungen binden diese literarischen Eindrücke schließlich an die Welt seinerzeit als real erfahrener Phänomene zurück.

2. Die wohlhabenden Bürger lernen das Trinken

Aus der Rückschau kann man leicht den Eindruck gewinnen, die Amerikaner hätten exakt in dem Moment mit dem Trinken begonnen, als das Alkoholverbot Gesetzeskraft erlangte. Moralisten machen auch heute noch die damalige „verlorene Generation“ der literarischen und musikalischen Bohème für die Verbreitung dieses Klischeebilds verantwortlich. Jene gesellschaftlichen „Outcasts“, von denen sich nicht wenige in den 1920er Jahren dem dekadenten Leben in Europa hingaben, hätten in ihren Romanen, Kurzgeschichten und Reportagen einen „Kult orgiastischer Trunkenheit“ verherrlicht: „Es ist ein Bild schriller jugendlicher in kurzen Röcken und mit Bubikopf, die sich lasziv zu verruchter Musik bewegen, in Flüsterkneipen, in denen finstere Gangster den Ton angeben.“ Sie hätten „Holzalkohol, *Bathtub Gin* und verbotenen Sex“ zu einem schwülen Mythos zusammengemührt, der fortan eine klare Sicht auf die Prohibition vernebelt habe³.

Aber nicht die Exzesse der Bohemiens machten in den ersten Jahren unter dem *18th Amendment* Schlagzeilen, sondern die überraschende Erkenntnis, dass der gesellige Alkoholkonsum just in dieser Zeit den amerikanischen *Mainstream* erreichte. Gerade die städtische Mittelklasse, um nicht von Bürgertum sprechen zu müssen, in den Zentren der Ostküste und in den Metropolen des Mittelwestens und Westens hatte begonnen, ihren spätviktorianisch-zurückhaltenden Lebensstil abzulegen. Das galt bei weitem nicht nur für die Haltung gegenüber vergorenen und destillierten Getränken. Aber es betraf besonders sichtbar auch diesen Bereich, zumal sich nahezu sämtliche anderen Anzeichen gesellschaftlicher Liberalisierung in der einen oder anderen Form mit diesen hochprozentigen Aspekten verbanden⁴. Den Genuss von Alkohol hatte die öffentliche Diskussion in den USA bis dato vor allem mit zwei Formen der Trinkkultur verbunden: den verschwenderischen Festen der Superreichen, bei denen der Champagner floss und Cocktails unverzichtbares Element ihrer „conspicuous consumption“ waren, und den viel

³ Joseph R. Gusfield, *Prohibition: The Impact of Political Utopianism*, in: John Braeman/Robert H. Bremner/David Brody (Hrsg.), *Change and Continuity in Twentieth Century America: The 1920s*, Columbus/OH 1968, S. 257–308, hier S. 271.

⁴ Vgl. Gilman M. Ostrander, *The Revolution in Morals*, in: Ebenda, S. 323–349.

stärker angefeindeten *Saloons*, in denen Einwanderer importierte Sitten des Bier- und Weintrinkens an ihre neue amerikanische Umgebung anpassten. Natürlich hatte es auch für die eingesessenen Ladenbesitzer, Geschäftsleute, Angestellten und Professionals *Saloons* gegeben, nicht nur in den großen Städten, häufig Lokalitäten mit repräsentativer Einrichtung und gediegener Clubatmosphäre. Aber das waren Orte geselligen Austauschs nur für eine Minderheit des „old stock“ gewesen, die zudem in den Jahrzehnten, in denen die Prohibitionsbewegung Gemeinde um Gemeinde trockenlegte und den *Saloon* in immer mehr Einzelstaaten illegal machte, zunehmend in Bedrängnis gerieten⁵. Zumindest polarisierte die Haltung zum Alkohol diese mittleren gesellschaftlichen Gruppierungen. Generell aber war vor allem in ihren Haushalten der Genuss von Alkohol unüblich gewesen: „In den Heimen der Mittel- und oberen Unterschicht, vor allem in den Kleinstädten, fand sich selten Trinkalkohol jeglicher Definition, vielleicht mit der Ausnahme eines halben Pints Whiskey oder Branntwein, der außer Reichweite im Medizinschrank verstaut war und nur im Notfall gebraucht wurde. Bei gesellschaftlichen Anlässen war Limonade das große Tafelgetränk. Aber sobald der *Saloon* verboten und Alkohol illegal und vergleichsweise schwer zu bekommen war, musste ihn fast jeder haben.“⁶

Auffälligerweise waren es die sogenannten anständigen Bürger, die mehrheitlich die überall hervorspriessenden Flüsterkneipen frequentierten und darüber hinaus den Alkoholkonsum in ihre eigenen vier Wände verlegten – durchschnittliche Bewohner der Vororte und Geschäftsleute der *Main Streets* wie etwa Sinclair Lewis' Romanheld, der ebenso ambitionierte wie spießbürgerliche Immobilienhändler George F. Babbitt. Lewis' Romane *Main Street* (1920), in dem er den Babbitt-Charakter anlegte, und *Babbitt* (1922) bieten einen einzigartigen Schlüssel zum Verständnis der „neuen“, suburbanen amerikanischen Mittelklassen. Mit 800.000 respektive 500.000 bis 1928 verkauften Exemplaren können sie als die „großen“ amerikanischen Romane des Zeitalters gelten. Lewis erhielt als erster US-Bürger 1930 den Nobelpreis für Literatur; beide Romane wurden auch für den Pulitzerpreis nominiert, den Lewis aber erst für sein späteres Werk *Arrowsmith* erhielt und verärgert ausschlug. Es kann kaum überraschen, dass geselliges Trinken, der Besuch eines *Speakeasy* und der Erwerb von *Bootleg-Gin* in *Babbitt* eine wichtige Rolle spielen, weshalb der Roman immer wieder als exemplarische Miniatur damaliger bürgerlicher Trinkkultur in den Vereinigten Staaten herangezogen wird⁷.

Aber die Einsicht in diese Trinkkultur blieb nicht auf den Schriftsteller beschränkt. 1923 kolportierte ein Journalist: „Sorgfältige Investigatoren haben berichtet, dass es kaum eine Gemeinde in den Vereinigten Staaten gibt, die gänzlich

⁵ Robert S. Lynd/Helen M. Lynd, *Middletown in Transition. A Study in Cultural Conflicts*, New York 1937, S. 173 u. S. 272 ff.

⁶ Herbert Asbury, *The Great Illusion. An Informal History of Prohibition*, Garden City/NY 1950, S. 156.

⁷ Vgl. Charles G. Shaw, *The Americans*, in: *Cavalcades of the 1920s and 1930s. Selections from America's Most Memorable Magazine „Vanity Fair“*, hrsg. von Cleveland Amory und Frederic Bradlee, London 1960, S. 140–143.

frei vom Alkoholhandel ist, und in den größeren Städten sind die Umgehungen und Verletzungen des Gesetzes eher die Regel als die Ausnahme. Der Konsum illegaler alkoholischer Getränke ist keineswegs beschränkt auf das, was normalerweise als gesetzloses Element in der Bevölkerung bekannt ist. Männer und Frauen, die ansonsten vollkommen respektabel und respektiert sind, befinden sich unter den regelmäßigen Kunden der *Bootlegger*.⁸ Gilman M. Ostrander bestätigte aus der Rückschau: „War der alte *Saloon* als Club der armen Leute bekannt gewesen, so rekrutierte sich die Klientel der *Speakeasies* in einem größeren Ausmaß aus der Mittel- und oberen Mittelklasse.“ Sogar öffentliche Trunkenheit, konstatierte Alice Barrows, *Chief Supervisor* der Tanzlokale in San Francisco, komme nun (1927) viel öfter vor als früher, und zwar bei einer „höheren Klasse“ von Bürgern und bei „einer viel jüngeren Klasse“⁹.

Ein neuartiges Phänomen war insbesondere der Einzug des Alkohols in die privaten Festivitäten dieser sozialen Gruppierungen. „Es liegt in der Natur der Sache, dass es einfacher ist, ein öffentliches Trinklokal zu schließen und den Ausschank von Bier zu stoppen, das hauptsächlich von Arbeitern getrunken wurde, als die Wohlhabenden davon abzuhalten, Alkohol in ihren Häusern und in ihren Klubs aufzubewahren und zu konsumieren“, kommentierte die *Wickersham Commission* 1931¹⁰. Jetzt wurde es schick, Gästen einen „Drink“ aufzunötigen, sobald sie die Türschwelle übertreten hatten – ein Rückfall in die Gewohnheiten der Kolonialzeit, wie ein historisch belehener Zeitgenosse anmerkte. Auf Partys gehörte es für den Gastgeber zum guten Ton, die Teilnehmer möglichst reichlich mit „Stoff“ zu versorgen und Hochprozentiges fürsorglich in halbgeleerte Cocktailgläser nachzugießen. Der Gast zeigte sich dankbar, indem er diese Geste honorierte und in kürzester Zeit soviel trank wie er konnte¹¹. „Denken Sie einen Moment, was unter dem *18th Amendment* geschehen ist“, hieß es 1921 in *Vanity Fair*. „Partys waren zahlreich wie nie zuvor und noch nie so reichlich bewässert. Einen Mann auf der Straße bloß zu treffen, ist ein guter und hinreichender Grund, mit höchster Geschwindigkeit den nächsten *Cocktailshaker* anzusteuern. Eine Dinner-Party auf dem Lande ist nur der Vorwand für einen Haus-zu-Haus *Cocktail*-Streifzug; die Gäste erscheinen mit unförmigen Schwellungen, die von verborgenen Gefäßen zeugen, und wenn der Gastgeber seinerseits das ihm Mögliche tut, entwickelt sich aus dem, was früher nur eine heitere Episode gewesen wäre, die wildeste Form eines Bacchanals.“¹²

⁸ Frederic J. Haskin, *The American Government*, Washington D.C. 31924, S. 431.

⁹ Zit. nach Ostrander, *Revolution in Morals*, in: Braeman/Bremner/Brody (Hrsg.), *Change and Continuity*, S. 345; Martha B. Bruère, *Does Prohibition Work? A Study of the Eighteenth Amendment Made by the National Federation of Settlements, Assisted by Social Workers in Different Parts of the United States*, New York/London 1927, S. 58.

¹⁰ National Commission on Law Observance and Enforcement (Wickersham Commission), *Report on the Enforcement of the Prohibition Laws of the United States*, Washington/D.C. 1931, S. 54.

¹¹ Vgl. Asbury, *Great Illusion*, S. 158.

¹² George S. Chappell, *Our Sky-Blue Future. What we May Reasonably Expect under the New Blue Laws*, in: *Vanity Fair*, März 1921, S. 44 u. S. 84, Zitat S. 44.

Für die Vorkämpfer eines „trockenen Amerika“ und ihre staatlichen Ausführungsorgane kam dies als ein schwer verdaulicher Schock. Es waren nicht nur die „üblichen Verdächtigen“, auszugrenzende Minderheiten, sondern gerade die normalerweise gesetzzetreuen „besseren Kreise“, die systematisch gegen das *18th Amendment* verstießen und damit für das übrige Amerika mit schlechtem Beispiel vorangingen: „Einer der Schwarzhändler, den man in Washington verhaftete, hatte ein Buch in seinem Besitz, das die Namen der Personen enthielt, mit denen er seine Geschäfte machte, und das sich las, als ob jemand eine Liste der wenigen hundert ‚besten Leute‘ in der Hauptstadt unserer Nation zusammengestellt hätte.“¹³ Die *Wickersham Commission* schloss 1931 aus dieser Ungleichheit vor Flasche und Cocktailglas auf tiefsitzende Ressentiments in der breiten Bevölkerung gegen den Luxuskonsum der Reichen und Prominenten. Ihre publizistisch reich begleiteten Ausschweifungen seien für den Stimmungswandel in der öffentlichen Meinung gegen das Alkoholverbot, der sich seit Ende der zwanziger Jahre anbahnte, wesentlich mit verantwortlich: „Dieses Gefühl wird verstärkt, wenn man sieht, dass sich die Wohlhabenden generell reineren Alkohol besorgen können, während Leute mit weniger Mitteln das Risiko eingehen, sich mit ‚überarbeitetem‘ denaturierten Alkohol zu vergiften, oder sich mit billigen, kruden und sogar schädlichen Produkten zufrieden geben müssen.“¹⁴ Erst die zahlungskräftige private Nachfrage wohlhabender Bürger nach illegalen Destillaten garantierte der Schattenwirtschaft ihre überreichlich bemessene finanzielle Basis: „Klubs in einigen der Städte, geführt von distinguierten Herren, Führungspersonen in der Finanzwelt und im Gemeindeleben, unterhalten Bars, in denen Alkohol freizügig an Mitglieder abgegeben wird. Leute, die *Bootleg*-Schnaps kaufen, helfen, das Gesetz zu verletzen und steuern Geld für die Zwecke der Bestechung und Korruption bei, weil sie genau wissen, dass das System des illegalen Alkoholverkaufs ohne Bestechung und Schieberei nicht in dem Maße aufrechterhalten werden kann.“¹⁵

Für den Ökonomen Clark Warburton stand es außer Zweifel, dass „die wohlhabenden Leute, Geschäftsleute und Professionals und ihre Familien und, vielleicht, die höher bezahlten Arbeiter und ihre Familien [...] in großer Zahl und in ziemlich offener Missachtung der erklärten Politik des *National Prohibition Act*“ Alkohol konsumierten¹⁶. „Diese sogenannten hohen Herrschaften, die der Durchführung des Prohibitionsgesetzes so sehr in die Quere kommen“, beklagte der frühere Präsident der *Harvard University*, Charles W. Eliot, im Mai 1920, „bereiten uns eine Menge Probleme in allen Teilen der Nation, und sie lehren Gesetzlosigkeit, vor allem den jungen Männern im Lande.“¹⁷ 1924 empörte sich der damalige *Prohibition Commissioner* Roy A. Haynes darüber, wie weit es in diesen Kreisen offenbar mittlerweile zum „guten Ton“ gehörte, Hausgästen Alkohol

¹³ Haskin, *American Government*, S. 431.

¹⁴ *Wickersham Commission, Report*, S. 55.

¹⁵ Ebenda, S. 131.

¹⁶ Clark Warburton, *The Economic Results of Prohibition*, New York 1968 (zuerst 1932), S. 260, zit. in: *Wickersham Commission, Report*, S. 21.

¹⁷ Zit. in: Asbury, *Great Illusion*, S. 165.

anzubieten: „Es ist abscheulich, dass in irgendeinem amerikanischen Heim der Haushaltsvorstand sich eher dafür schämt, seinen Gästen keinen Alkohol servieren zu können als dafür, die Verfassung der Vereinigten Staaten zu verletzen und mit Füßen zu treten.“¹⁸

3. Der Alkohol im Mittelpunkt der neuen Partykultur

In der Tat maßen Zeitgeist-Magazine wie *Vanity Fair*, die als teure Hochglanzprodukte (die monatliche Nummer kostete immerhin einen Dollar) gerade an ein wohlhabenderes Publikum appellierten, mit seismographischer Sensibilität die Veränderungen in der modischen Partyszene. Im Dezember 1922 beobachtete das Blatt, dass „die altmodischen Weihnachtsfeiern mit ihren *Plum Puddings* und Familienzusammenkünften verdrängt worden seien durch *Jazz Bands*, Prohibitionsgetränke und eine frivole Karnevalsstimmung“¹⁹. Gerade eine solche Berichterstattung trug dazu bei, aus dem Kult um den Alkohol eine neue ungeschriebene Konvention der Mittelklasse zu machen. Wer wollte dem Trend, den das Magazin beschrieb und doch zugleich setzte, hinterherhinken? 1927 präsentierte *Vanity Fair* ihren Lesern einen Test, bei dem in zwanzig Fragen ermittelt wurde, ob man als Gastgeber eine gute gesellschaftliche Figur machte²⁰. Jede Frage forderte das Fachwissen über den Namen oder das Rezept eines oder mehrerer hochprozentiger Cocktails heraus: „Der Fragebogen ließ klar durchblicken: Wer den Test nicht bestand, hatte keine Chance auf den Nimbus eines umschwärmten Partylöwen. Die soziale Etikette verlangte Expertise im Mixen von Cocktails.“²¹

Die Cocktailkultur gehörte bald zum Stil eines neuen, jüngeren, weltgewandteren Amerika. Die Prohibitionsbefürworter dagegen galten in der Zeitgeistpresse als „socially out“, als altmodisch, moralisch versauert, hoffnungslos „out of style“. *Vanity Fair* mutmaßte, der geringe Erfolg der Prohibitionsagenten beim Aufspüren von Alkohol könne auch an der gesellschaftlichen Unbedarftheit dieser „Trampel“ liegen. Der Autor empfahl ihnen ein genaueres Studium des zeitgenössischen guten Geschmacks: „[W]enn Sie den *Glen Cove Country Club* durchsucht haben, können Sie Ihre Aufmerksamkeit den anderen 12.635.439 Klubs und Privatheimen zuwenden, wo genau dasselbe Ding abgeht. Und, falls Mr. Volstead einen Gesellschaftsanzug besitzt, mögen Sie ihn mitnehmen und ihm zeigen, wie wunderbar die Prohibition funktioniert und wie enthusiastisch die besseren Klassen der amerikanischen Gesellschaft darüber sind.“²² In solchen drastischen Bildern drohte die ideologische Kulisse der Prohibitionisten zusammenzubrechen,

¹⁸ Zit. in: Catherine G. Murdock, *Domesticating Drink. Women, Men, and Alcohol in America, 1870–1940*, Baltimore/London 1998, S. 99.

¹⁹ Bonnotte, *A Modern Country-House Christmas*, in: *Vanity Fair*, Dezember 1922, S. 41; vgl. Andrew C. McLaughlin, *Satire as a Weapon against Prohibition, 1920–1928: Expression of a Cultural Conflict*, PhD-Diss., Stanford University 1969, S. 110.

²⁰ Vgl. Charles G. Shaw, *A Biliious Questionnaire*, in: *Vanity Fair*, August 1927, S. 46. Pikanterweise besitzt das Adjektiv „biliious“ die doppelte Bedeutung „gallig, bitter“ und „leberschädigend“.

²¹ McLaughlin, *Satire as a Weapon*, S. 111.

²² Casanova Jones, *Etiquette for Dry Agents*, in *Vanity Fair*, März 1922, S. 39 u. S. 108.

die darauf beruht hatte, dass man den Alkoholausschank verdammt, das darum entstandene *Saloon*milieu als „Subkultur“ brandmarkte und damit als feindseliges Minderheitenphänomen isolierte, während die breite Mehrheit der Bevölkerung und vor allem die „wirklichen“ Amerikaner vermeintlich hinter der Verbotsbewegung standen. Nun waren es ausgerechnet diese „100 per cent Americans“, deren Dämme gegen die neue Welle des Alkoholkonsums brachen²³.

Das alles bedeutete nicht, dass das vermeintliche Klischeebild „orgiastischer Trunkenheit“ nur unter einer sozial breiteren, nicht ganz so extravaganten Träger-schaft Wirklichkeit wurde, als die literarische *Bohème* sie beschrieben hatte. Die Mehrheit der „anständigen“ Amerikaner verfiel keineswegs in das Verhalten harter Gewohnheitstrinker²⁴. Es erwies sich aber als gesellschaftlich, kulturell und politisch umso bedeutender, als die Polarisierung über die Haltung zum Alkoholge-nuss, die sich scharf durch die protestantisch geprägten amerikanischstämmigen Mittelklassen gezogen hatte, einem breiten Kontinuum von Tolerierungs- und Konsumtionsformen wich: Offenbar hatte es „eine Bewegung weg von einer Bevöl-kerung gegeben, die aus einer größeren Strömung schwerer Trinker (gekennzeich-net durch hohe Anteile an Branntweinkonsum) und vielen Abstinenzlern bestand, in Richtung einer Bevölkerung, die wesentlich weniger Abstinenzler aufwies, aber auch relativ weniger schwere Trinker“²⁵. „Wir haben uns daran gewöhnt, ein weites Spektrum nicht unattraktiver Grautöne zwischen dem Weiß des totalen Abstinenz-lers und dem Schwarz der Gosse zu entdecken“, schrieb Martha B. Bruère 1927²⁶.

Das steht, wie zu zeigen sein wird, durchaus nicht im Widerspruch zum bisher Gesagten: Der gesellige Genuss von Alkohol blieb in den Kreisen der „soliden“ amerikanischen Bürger überwiegend auf die wiederkehrenden und sich häu-fenden, aber nach wie vor nicht alltäglichen Festanlässe beschränkt. Und auch den Besuch eines *Speakeasy* konnte sich der Durchschnittsgeschäftsmann oder Angestellte nicht täglich leisten. Man sprach dem Alkohol aber doch mäßig und regelmäßig zu. Dieser Zuspruch hatte sich auf einen weit größeren Kreis der wohl-habenderen Bevölkerung ausgedehnt als vor der Prohibition. Und war die Gele-genheit gegeben, gab man sich nur mit einem bacchantischen Erlebnis zufrieden.

Für die Prohibitionsbefürworter war diese plötzliche Lust eigentlich unbe-scholtener Bürger am Gesetzesübertritt ein Rätsel. Ehemalige *Progressive Reformers* machten bei ihnen ein Übermaß an „Ausschweifungsbedürfnissen“ aus und ap-pellierten hilflos an ihr „höheres Motiv“, dieses doch bitte „dem Allgemeinwohl zu opfern“²⁷. Mabel Walker Willebrandt, als stellvertretende Bundesstaatsanwäl-

²³ Diogenes Americanus, Are You 100% American, in: Vanity Fair, Mai 1928, S. 68.

²⁴ Sinclair Lewis, Babbitt, Hamburg 1958 (zuerst 1922), S. 83: „Er besaß keinen Cocktailmi-scher. Ein Mischer war das Abzeichen der Ausschweifung, das Symbol des Gewohnheitstrin-ker, und Babbitt fühlte noch mehr Abneigung dagegen, als Trinker verrufen zu sein, als er einen guten Trunk liebte.“

²⁵ Gusfield, Impact of Political Utopianism, in: Braeman/Bremner/Brody (Hrsg.), Change and Continuity, S. 273.

²⁶ Bruère, Does Prohibition Work?, S. 277.

²⁷ Francis G. Peabody, Law and Self-Control, in: Atlantic Monthly, August 1931, S. 216–222, hier S. 222.

tin (*U.S. Assistant Attorney General*) mit der juristischen Überwachung der Prohibitionsfälle betraut, klagte 1923 pikanterweise genau die Loyalität „all dieser ‚Babbits‘ [sic!] entlang der Main Streets in dieser Nation“ ein, die sich gerade mit der Kunst des Cocktailmixens vertraut machten²⁸. Sie zieh die „anständigen Leute“, die das Gesetz übertraten, der Leichtfertigkeit oder der Neigung, nur die Normen zu beachten, die ihnen behagten, ohne zu bedenken, wie leicht daraus Anarchie entstehen könne oder wie sehr man mit einem solchen Verhalten dem Verbrechen Vorschub leistete: Sie könne längst nicht mehr gelassen bleiben „beim Anblick wirklich erstklassiger Persönlichkeiten mit untadeligen Prinzipien, wie sie *Bootleg-Spirituosen* in sich hineinschütten“: „Wiederholt mit dem Rattenschwanz von Bestechung und hässlichen, unfairen Profiten konfrontiert, die die kriminellen *Racketeers* einstreichen und die in jedem *Quart* Whisky stecken, kann ich die Überzeugung einfach nicht beiseite schieben, dass der üble Bodensatz im Schnapsglas von heute seinen Preis zu hoch treibt.“²⁹ Daneben machte sie aber auch eine übersensibilisierte öffentliche Meinung für das Bild allgemeiner Gesetzlosigkeit verantwortlich. Seitdem die Prohibition in Kraft getreten sei, starre die Presse geradezu wie hypnotisiert auf Fälle des Verstoßes: Es sei „unbestreitbar wahr, dass, wenn in den alten Tagen ein Mann einen Drink nahm, entweder in seinem Heim, seinem Club oder einem *Saloon*, diese Tatsache weder Neuigkeits- noch ‚Nachrichten‘wert hatte, für ihn nicht und schon gar nicht seine Nachbarn oder die Zeitungen. Aber nun lassen Sie einen Mann, eine Frau, ein Mädchen oder einen Jungen einmal sehr viel trinken, und sofort wird dieses wie ein Fanal Gegenstand eines nahezu grenzenlosen öffentlichen Palavers.“³⁰

Genau das war freilich das Bemerkenswerte und Erklärungsbedürftige an dieser modischen neuen Trinkkultur in den amerikanischen *Business Classes*: dass man trank und zugleich unentwegt darüber sprach. Das unterschied den gesellschaftlichen *Mainstream*, wie sachkundige Zeitgenossen bezeugten, auffällig von den dem Alkoholverbot nicht minder abgeneigten Einwanderergemeinden. Die junge deutsche Doktorandin Marta Küppersbusch hielt diese Zurückhaltung bei ihren in Amerika ansässigen Landsleuten Anfang der 1920er Jahre für ein positives Zeichen, dass die neue Norm Chancen haben würde: „Unter den meist wohlhabenden Deutschamerikanern [...], bei denen europäische Gäste absteigen, sind nur wenige, die sich nicht einen guten Tropfen vor der Prohibition in den Keller gerettet haben; es ist nur zu natürlich, dass sie einem Gast von daheim von dem Besten, das sie vorzusetzen haben, anbieten. Aber die Vorsicht, womit das geschieht, ist mir stets als ein Beweis für die sittliche Wirksamkeit der Prohibition erschienen.“³¹ Experten, die mit der süd- und osteuropäischen Einwandererszene vertraut waren, setzten die weite Verbreitung geselligen Alkoholkonsums auch

²⁸ Mabel Walker Willebrandt, *Will You Help Keep The Law?*, Westerville/OH 1923, S. 9.

²⁹ Mabel Walker Willebrandt, *The Inside of Prohibition*, Indianapolis 1929, S. 55.

³⁰ Ebenda, S. 28.

³¹ Marta Küppersbusch, *Das Alkoholverbot in Amerika. Die nationale Prohibition in den Vereinigten Staaten von Amerika und ihre volkswirtschaftliche Bedeutung*, München/Leipzig 1923, S. 212.

unter dem *Volstead*-Gesetz eher mit Unbefangenheit gleich – eine sicherlich realistischere Deutung: „[D]er größere Anteil der Immigranten der ersten Generation, deren Vereinigungen auf Angehörige ihrer eigenen Gruppe beschränkt sind, nimmt kaum wahr, dass das Trinken leichter alkoholischer Getränke in diesem Land umstritten ist; oder zumindest begreifen sie den Gedanken nicht, dass der Alkoholgenuß die überragende moralische Bedeutung besitzt, die so viele Amerikaner darauf projizieren.“ Beobachter fanden eine solche entwaffnende Naivität gegenüber dem einheimischen Umfeld bei öffentlichen Anlässen bestätigt: Auf einem Bankett in San Francisco wurde allen achthundert Gästen, die sämtlich aus Südwesteuropa stammten, Wein serviert: „Die Gäste tranken ihn ganz selbstverständlich, und obwohl einige einen verstohlenen Eindruck machten, ventilierte niemand, soweit man sehen konnte, jene Aura gesetzesverachtender Prahlerei, die Amerikaner auf Banketten, bei denen Spirituosen serviert werden, zuweilen umgibt.“³²

Wie solche Koketterie mit dem „furchtlosen“ Gesetzesübertritt aussehen konnte, hat Sinclair Lewis am Beispiel einer Party gezeigt, die sein Romanheld Babbitt im Vorort *Floral Heights* seiner Heimatstadt Zenith seinen Geschäftsfreunden und Bekannten ausrichtete: „Das Trinken der Cocktails war ein ebenso heiliger Ritus wie das Mischen derselben. Die Gesellschaft wartete, unruhig, hoffnungsvoll; sie waren ganz einer Meinung, dass das Wetter recht warm und ein wenig kühl gewesen war.“ Endlich machte der Gastgeber die ersehnte Andeutung: „Nun, liebe Leute, seid ihr geneigt, den Gesetzen ein Schnippchen zu schlagen?“ Chum Frink, der als Journalist ansonsten die Prohibition verteidigte, ging auf das Spiel ein: Er sei ein gesetzestreuer „Bürgersmann“, würde sich aber der Gewalt fügen: Wenn Verg und Georgie, ein weiterer Gast und der Hausherr, darauf bestünden, „werde ich meinen Motor auf der verbotenen Seite der Straße abstellen, denn ich muss annehmen, dass es dieses Verbrechen ist, woran ihr denkt!“ Das war das Stichwort, den Anspielungen ein Ende zu setzen: „Babbitt lärmte: ‚Wie hast Du das erraten können, Chum? Na, nun wartet nur alle still und geduldig, bis ich – die Schlüssel zu euren Autos hole!‘ Er brachte die schillernde Verheißung des mächtigen Teebrettes mit allen Gläsern und dem Glaskrug voll wolkiger gelber Cocktails mitten in ihre überschäumende Heiterkeit.“³³

1929, als teure Zeitgeist-Magazine auf farbigem Hochglanzpapier längst dazu übergegangen waren, der Prohibition parodistische und humoristische Seiten abzugewinnen, philosophierte George S. Chappell in *Vanity Fair* über die „Kunst, eine ‚feuchte‘ Einladung“ auszusprechen. Die Antwort auf die Frage, ob man einen Empfang besuchen solle oder nicht, sei abhängig davon, ob die Zusammenkunft in einer „Oase oder eine[r] Sahara“ stattzufinden verspreche. Jeder Gastgeber, der plane, seinen Gästen „etwas Stärkeres vorzusetzen als die Hälfte von einem Prozent [erlaubten Alkoholgehalts]“, tue besser daran, ihnen einen

³² Constantine Panunzio, *The Foreign Born and Prohibition*, in: James H.S. Bossard/Thorsten Sellin (Hrsg.), *Prohibition: A National Experiment* (The Annals of the American Academy of Political and Social Science, Bd. 163 (1932)), Philadelphia 1932, S. 147–154.

³³ Lewis, Babbitt, S. 85.

entsprechenden Hinweis zu geben: „Andernfalls würden Sie möglicherweise ein halbes von einem Prozent Teilnehmer haben.“³⁴ Die wichtigste Spielregel in den besseren Kreisen der Gesellschaft sei dabei, in Anspielungen zu reden, die subtil genug seien, um kokett, elegant und – der gehobenen gesellschaftlichen Stellung der Einladenden gemäß – distinguiert zu wirken, andererseits aber am Vorhandensein geistreicher Getränke und dem Willen, sie mit den Gästen zu teilen, keinen Zweifel zu lassen. Als eines seiner Paradebeispiele zitierte Chappell eine eher „formale Karte“, auf der ein gewisser Mr. und eine gewisse Mrs. Spillworthy ihn für Mittwochabend, den ersten Dezember, acht Uhr, zu einem gemeinsamen Dinner baten. Nie wäre er einer solchen Einladung gefolgt, gestand Chappell, hätte Mrs. Spillworthy nicht handschriftlich am Rande vermerkt: „Kommen Sie, wenn Sie nur irgend können, und seien Sie so gut und bringen Sie Ihren Korkenzieher mit – Tom verlor seinen in Kanada.“³⁵

Eine korrekte „feuchte“ Einladung sollte den richtigen Ton treffen, nämlich vielsagend andeuten, „dass der 18. Verfassungszusatz ein herrlicher alter Ulk ist, der Dich und mich eigentlich nicht betrifft, und dass, *anyway*, ein kleiner, leichter Gesetzesverstoß von Zeit zu Zeit eine gute Sache“ sein kann. Die „kunstvolle“ Form war unverzichtbarer Bestandteil der sozialen Distinktion, die darin bestand, Gäste, die man in gleicher oder höherer Stellung vermutete oder die man für geistreich hielt, zu ebensolchen geistigen Getränken einzuladen. Als vulgär und rüde galt dagegen, die Sache, um die sich alles drehte, beim Namen zu nennen: „Die platte Ankündigung ‚Es wird Schnaps geben‘ würde niemals als guter Geschmack durchgehen.“³⁶ Einen solchen „geschmacklosen“ Fauxpas beging offenbar auch Orville Jones, den Babbitt ohnehin nicht „zu den inspirierteren Köpfen des Abends“ zählte, als er bemerkte, die „Klux mit der Prohibition ist dies: es sind nicht die Einstandskosten, es ist die Feuchtigkeit“³⁷.

Eine weitere Spur zur sozialen Bedeutung dieses ausgefeilten Kultes um den Fetisch Alkohol führt über die gesellschaftlichen Folgen, die es haben konnte, gegen die Konvention hinter sinniger Anspielungen zu verstoßen – entweder aus Unkenntnis und Nachlässigkeit, was bewies, dass man nicht wirklich „dazugehörte“, oder weil man aus Gewohnheit bzw. Überzeugung zu einem gesellschaftlichen Ereignis einlud, das ohne doppelten Boden geplant war und den Gästen tatsächlich nur trockene Getränke bieten sollte. 1924 gründete die *League of Women Voters* ein *Women's National Committee for Law Enforcement*, das sich unter anderem wie in einer klasseninternen Selbstbeschwörung der Aufgabe widmete, Damen der Gesellschaft dazu zu bringen, bei den von ihnen veranstalteten Festen keinen Alkohol mehr zu servieren, und wenn sie selber Gast seien, demonstrativ „ihr Weinglas umzudrehen“³⁸. Es gehe darum, gerade „socially prominent women“ vom Trinken

³⁴ George S. Chappell, *The Art of Writing a „Wet“ Invitation. How to Bait Your Social Hook in These Trying Days of Drought*, in: *Vanity Fair*, Januar 1929, S. 57 u. S. 86, hier S. 57.

³⁵ Ebenda.

³⁶ Ebenda.

³⁷ Lewis, *Babbitt*, S. 87 (eigene Übersetzung nach der Erstausgabe von 1922).

³⁸ Elizabeth Tilton (Hrsg.), *Save America. Allegiance to the Constitution. Observance of Law*, Boston/MA 1923.

abzubringen und „dry parties“ populär zu machen³⁹, was sie freilich nie wurden. Im Gegenteil. George S. Chappell notierte, dass bei kompromisslos abstinent angekündigten Empfängen oft die meisten Besucher ausblieben oder die Gäste, die trotzdem kamen, „in Erwartung eines staubtrockenen Abends zuhause zuviel vorgelegt hatten“, um für soziale Zwecke noch vorzeigbar zu sein: „Stellen Sie sich die Peinlichkeit für die Gastgeberin vor, wenn all ihre Gäste in eine wabernde Wolke gehüllt ankommen, die auf beträchtliche private Vorräte schließen ließ.“⁴⁰

Bestimmte die Aussicht auf Alkoholgenuss das „ob“ einer Party und das aufgesetzt-kultivierte Drumherumreden das „wie“ seiner Realisierung, so dominierte das Thema der Prohibition selbst den Gesprächsstoff geselliger Zusammenkünfte. Die Publizistin Ida M. Tarbell notierte 1923, wie viele „Abendgesellschaften [...] die ganze Zeit vor dem Essen und nachher der Frage widmeten, ‚wie und wo man Es bekommen könne‘, und über nichts als Polizeikorruption geredet wurde, die dunklen Machenschaften hoher politischer Amtsträger, die moralische Verderbnis von Jungen und Mädchen, bittere Ressentiments. Es war eine endlose Diskussion, eine Obsession.“⁴¹ Gleiches beklagte Mabel Walker Willebrandt sechs Jahre später: „In jeder Zeitung, jeden Tag des Jahres, an jeder Straßenecke, an der sich Leute treffen und tratschen, auf jeder Nachmittags-Teeparty, bei jeder geselligen Runde jeglicher Art, ganz gleich welche Klassen der Gesellschaft beteiligt sind, ein Thema taucht wieder und wieder auf und ist von universellem Interesse: Prohibition.“⁴²

Sinclair Lewis hat eine solche aufgeladene Konversation in der Tischgesellschaft seines Romangastgebers Babbitt exemplarisch nachgezeichnet: „Für gewöhnlich fiel es den Männern schwer, sich mit den Damen zu unterhalten; Flirt war eine unbekannte Kunst [in *Floral Heights*], und Büro und Küche hatten nichts miteinander gemein. Aber unter dem Ansporn des Cocktails entwickelten sich leidenschaftliche Gespräche. Jeder von den Männern hatte noch wichtige Dinge über die Prohibition zu sagen, und jetzt, wo jeder eines treuen Zuhörers sicher war, legten sie los: ‚Ich weiß einen Ort, wo ich soviel Fusel kriege, als ich nur will, um acht Dollar das Quart –‘ ‚Haben Sie von dem Kerl gelesen, der tausend Dollar gezahlt hat für zehn Kisten Rotsiegel, und wo es sich nachher herausgestellt hat, es war überhaupt nur Wasser? [...]‘ – ‚Ich höre, es wird eine ganze Menge Schnaps von Detroit herübergeschmuggelt –‘ ‚Was ich immer wieder sage, ist – die meisten Leute können bei der Prohibition nicht begreifen –‘ ‚Und dann gibt es diese fürchterlichen Gifte, Holzalkohol und alles das –‘ ‚Natürlich weiß ich, dass es im Prinzip richtig ist, aber ich dulde nicht, dass mir irgend jemand vorschreibt, was ich tun und was ich denken soll. Kein Amerikaner wird sich das je gefallen lassen!‘ [...] Erst als dieses Thema nach jeder Richtung durchgedroschen war, wurde das Gespräch allgemein.“⁴³

³⁹ Zit. in: Murdock, *Domesticating Drink*, S. 100 f.

⁴⁰ Chappell, *The Art of Writing a „Wet“ Invitation*, S. 86.

⁴¹ Ida M. Tarbell, *After the Drink Revolution*, in: Tilton (Hrsg.), *Save America*, S. 27–30, hier S. 30.

⁴² Walker-Willebrandt, *Inside of Prohibition*, S. 17.

⁴³ Lewis, *Babbitt*, S. 87.

4. Strukturveränderungen in den amerikanischen Mittelklassen

Obwohl hier natürlich literarische Fiktion, scheinen in diesem thematisch so fixierten *Smalltalk* Muster auf, die sich einer bestimmten sozialen Gruppe: der aufstrebenden amerikanischen *Business Class* der 1920er Jahre in einer bestimmten kulturellen Situation, der Emanzipation von den kirchlich dominierten Bürgergemeinden *Small Town*-Amerikas mit ihrem rigiden spätviktorianischen Moralkorsett, zuordnen lassen. Dazu gehörten bewusste Distinktionsbewegungen nach unten, gegenüber der Arbeiterklasse und insbesondere den „neuen“ Einwandererkulturen der ersten Generation, während Angehörige bestimmter Einwanderergruppen der zweiten Generation mittlerweile als integriert gelten konnten⁴⁴. Gilman M. Ostrander beschreibt diese neuen „ökonomisch dominierenden Gruppen“, die sich in den Klein- und Mittelstädten, aber auch in den Innenstädten und *Suburbs* der Metropolen, von einer älteren Generation deutlich weniger urban und stärker durch die evangelikal-protestantischen Kirchen geprägter und kontrollierter Stadtbewohner absetzten, deren Denkhorizont nur bis an die Grenzen ihrer Gemeinde reichte. Es seien diese „wohlhabenden Anwälte, Banker, Kaufleute und Großfarmer“ gewesen, die schon in den 1910er Jahren begonnen hätten, „sich in einigen Beziehungen von der Stadtgemeinde zu distanzieren und nach einem etwas anderen Gefüge moralischer Regeln“ zu leben: „Es wurde nicht unüblich für den Spross einer guten Familie, die methodistische oder baptistische Kirche zugunsten der Episkopalkirche zu verlassen, in der die Doktrin der Erbsünde nicht so wörtlich genommen wurde und ein toleranteres Verständnis für [abweichendes] moralisches Betragen herrschte.“⁴⁵ Insgesamt lockerten sich in diesen Kreisen über die 1920er Jahre hinweg die kirchlichen Bindungen, obwohl eine stärkere Neigung zu urbaner Selbstbestimmtheit keineswegs mit Säkularisierung oder auch nur Liberalisierung gleichgesetzt werden darf⁴⁶.

Zunehmend lösten eher „bequeme“ konfessionelle Selbstzuordnungen zu „volkstümlichen“ Kirchen mit einem gewissen Unterhaltungswert die strengen persönlichen „commitments“ zur Herkunftsgemeinde ab⁴⁷. Eine Art „Konsumhaltung“ gegenüber der Kirche, der man sich zuordnete, brachte keine Abkehr von den geltenden moralischen Standards mit sich, schuf aber einen wesentlich größeren Spielraum für eigenes, auch ausschweifendes Verhalten, das zuweilen noch mit schlechtem Gewissen verbunden sein mochte, aber nicht mehr sofort, als

⁴⁴ Vgl. Robert Lynd/Helen Merrel Lynd, *Middletown. A Study in Contemporary American Culture*, New York 1929, S. 113; Merle E. Curti, *The Making of an American Community. A Case Study of Democracy in a Frontier Country*, Stanford 1959.

⁴⁵ Ostrander, *Revolution in Morals*, in: Braeman/Bremner/Brody (Hrsg.), *Change and Continuity*, S. 327f.

⁴⁶ Vgl. Robert Wuthnow/John H. Evans (Hrsg.), *The Quiet Hand of God. Faith-based Activism and the Public Role of Mainline Protestantism*, Berkeley 2002.

⁴⁷ Vgl. Herbert Parrish, *The Break-Up of Protestantism*, in: *Atlantic Monthly*, März 1927, S. 295–305; vgl. auch David Brooks, *Religious without Religion*, in: *San Francisco Chronicle* vom 31. 12. 2003, S. A 19.

nicht wieder gut zu machender Bruch mit dem Moralcode, tiefe Schuldgefühle auslöste – oder gar mit der Erbsünde identifiziert wurde.

In den ausgreifenden Vorstädten lockerten nicht zuletzt die millionenfachen Zuzüge von Angehörigen expandierender Berufsgruppen mit heterogenem sozialen Hintergrund – Angestellte, Reisende, Freiberufler, Selbständige und ihre Familien –, die Zügel sozialer Kontrolle, die die selbstbezogenen evangelikalen Kirchengemeinden als „*zealous brothers' keepers*“ straff in ihren Händen gehalten hatten⁴⁸. Hier entstand ein neues, modernes städtisches Milieu, das sich einen entsprechenden Lebensstil zulegte: „Diese Leute reisten nach Chicago und New York und vielleicht sogar nach London und Paris, und sie neigten eher zur Anpassung an die Standards der Großstadt als an die traditionellen Wertvorstellungen [Main Street-]Amerikas.“⁴⁹ Es war nicht zuletzt dieses Milieu, das bei der Präsidentschaftswahl von 1920 Warren G. Hardings wortschöpferische Verlockungen der „*normalcy*“ mehrheitsfähig machte⁵⁰, im Boom der „*Golden Twenties*“ prosperierte und sich politisch eher passiv mit den Administrationen Calvin Coolidges und Herbert C. Hoovers arrangierte, solange der Aufschwung anhielt⁵¹. Sein Streben nach Aufstieg und Emanzipation hatte durchaus etwas Widersprüchliches an sich, war Aufbruch aber kein Ausbruch und ging in die materialistische Richtung von „*conspicuous consumption*“. Die Zurschaustellung neuer Statussymbole, aber in den ängstlichen Grenzen ersehnter Anerkennung und Respektabilität, war Eigensinn, aber im Schutz von Konformität, keine Rebellion. Diese blieb – zumindest als Geste – vielmehr der nächsten Generation, den Töchtern und Söhnen dieses Milieus, vorbehalten, mit den wiederum ihrerseits typischen Limitierungen bürgerlicher Jugendrevolten.

Es war exakt das Milieu, das Sinclair Lewis in seinem *Babbitt* beschreibt. Der dort herrschende Konsum- und Lebensstil orientierte sich nicht erst seit den 1920er Jahren an der mondänen Welt der Superreichen. Hier lag erneut ein typischer Widerspruch vor, wenn man in der immer weiter kursierenden *Yellow Press* atemlos über die Skandale der „ersten Familien“ las oder sich über die rauschenden Feste der „höchsten Kreise“ empörte – und die Gesellschaftsberichterstattung, die in diesem Jahrzehnt einen beispiellosen Aufschwung erlebte, doch zugleich nach Verkehrs- und Umgangsformen absuchte, die man, wenn auch auf deutlich niedrigerem Niveau (kein palastartiges Sommerhaus in Newport, Rhode Island, bei Cape Cod oder auf Martha's Vineyard, keine Heerscharen von Dienstboten) imitieren konnte. Man nahm also nach Möglichkeit auf, was man aus der Presse und

⁴⁸ Vgl. Ostrander, *Revolution in Morals*, in: Braeman/Bremner/Brody (Hrsg.), *Change and Continuity*, S. 324f.

⁴⁹ Ebenda, S. 328.

⁵⁰ Vgl. Walter Lippmann, *A Cheerful View of the Election. An Analysis of the Republican Victory*, in: *Vanity Fair*, Januar 1921, S. 35f.; John A. Morello, *Selling the President 1920*. Albert D. Lasker, *Advertising, and the Election of Warren G. Harding*, Westport/CT/London 2001, zeigt, wie die Führer der zeitgenössischen Werbeindustrie dieses Image bewusst aufbauten und massenwirksam kommunizierten.

⁵¹ Vgl. Walter Lippmann, *The Causes of Political Indifference To-Day*, in: *Atlantic Monthly*, Februar 1927, S. 261–268, hier S. 262f.

zunehmend den anderen Medien als vermeintlichen „guten Geschmack“ kennen lernte – oder vermutete⁵².

Das galt schließlich, nicht überraschend, auch für die Trinkkultur. Clark Warburton beobachtete 1932: „Über das vergangene Jahrzehnt hat auch eine Zunahme an geselligem Trinken stattgefunden und [überhaupt] an Konsum alkoholischer Getränke bei gesellschaftlichen Ereignissen, sowohl von Männern als auch Frauen. Dahinter steckt eine generelle Übernahme von Trinksitten, die zuvor auf die Klasse der Reichen beschränkt gewesen waren, durch ein breites Segment der Gesellschaft. Dieser Wandel in den Trinkgewohnheiten mag primär, wie andere Veränderungen in Verhalten und Moral nach dem Weltkrieg, durch die psychologischen Rückwirkungen dieses Konflikts hervorgerufen sein, durch die größeren Einkommen eines beträchtlichen Ausschnitts der Bevölkerung und ein entsprechendes Nachahmen der reicheren Klasse sowie durch die kumulierten Effekte veränderter Einstellungen gegenüber Religion und früheren sozialen Werten. Die Zunahme am geselligen Trinken mag deshalb gar nicht primär, wie üblich angenommen wird, auf die Prohibition zurückzuführen und könnte auch ohne den 18. Verfassungszusatz und das *Volstead-Gesetz* eingetreten sein.“⁵³

Es spricht viel dafür, dass es gewissermaßen unglückliches *Timing* war, das die Prohibition den Aufstiegs- und Distinktionsambitionen der amerikanischen *Business Class* in die Quere kommen ließ. Ihr neuer „geselliger Lebensstil“, verbunden mit den als modisch gehaltenen Manieren und Repräsentationsformen, kam just zu einer Zeit auf, als die Prohibition Verfassungsrang erhielt – wozu das Wahlverhalten jener *Business Class* nicht unwesentlich beigetragen hatte – und Alkohol zu einem knappen und teuren Gut wurde. Das hatte entscheidende Folgen für die generelle gesellschaftliche Akzeptanz des Alkoholverbots und die Bahnen, in denen sich über die 1920er Jahre jener Aufstieg und jene Distinktionsbemühungen bewegten. Denn nur in dieser Konstellation konnte der flagrante Verstoß gegen das Gesetz als salonfähiger Bestandteil gesellschaftlicher Selbstbehauptung ausgegeben werden. Und die Verfügung über – und freigiebige Bewirtung mit – Alkohol erlangte erst durch Verbot und Knappheit die Würde eines Statussymbols, mittels dessen die florierende *Business Class* sich nach unten und oben Distinktionsgewinne zu verschaffen suchte. Erst die Verbotsituation schließlich machte es möglich, dass die aufstrebenden Mittelklassen ihre trotz Aufschwung nach wie vor begrenzten Mittel kaschieren konnten, die es ihnen verboten hätten, im Qualitätssektor für alkoholische Getränke mit den „oberen Zehntausend“ zu konkurrieren. Ihre neue Trinkkultur eiferte zwar dem nach, was man für deren Manieren und „guten Geschmack“ hielt; zu einem wirklichen Gleichziehen waren sie aber gar nicht in der Lage. Ihnen fehlte der finanzielle Hintergrund, unter der preistreibenden Knappheit der Prohibition auch nur annähernd die Versorgung mit wirklich „geschmackvollen“ Alkoholika zu gewährleisten. So wurde die blanke Tatsache selbst: *dass* man es sich leisten konnte, Alkohol auf Vorrat für den Haus-

⁵² Vgl. Ostrander, *Revolution in Morals*, in: Braeman/Bremner/Brody (Hrsg.), *Change and Continuity*, S. 329 f.; Murdock, *Domesticating Drink*, S. 96 ff.

⁵³ Warburton, *Economic Results of Prohibition*, S. 143.

gebrauch zu beschaffen, zum eigentlichen Statussymbol der 1920er Jahre. Wie es *Commissioner* Haynes 1923 auf den Punkt brachte, war dies eben eine Sache nur für „den überdurchschnittlich verdienenden, wohlhabenden Kunden. Schwarzmarktschnaps, der zehn Dollar kostet, kann man sich mit einem Fünf-Dollar-Einkommen nicht leisten.“⁵⁴

5. Gesellschaftliche Aufwertung bei sinkenden Qualitäten

Das elaborierte Schauspiel um den Akt des geselligen Konsums von Alkohol umrahmte daher eine Leerstelle: Das Getränk, das im Mittelpunkt all diesen sozialen Aufwands stand, war in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle mit größter Wahrscheinlichkeit zumindest von zweifelhafter Qualität. Das galt auch für George F. Babbitts stolzen Kauf. Gerade die gegenteiligen Beteuerungen „seines“ *Bootleggers* hätten ihn misstrauisch machen müssen, dass dieser nur den Preis für synthetischen Fusel in die Höhe treiben wollte. Stattdessen musste Babbitt froh sein, dass er den Stoff überhaupt bekam: „Aber hören Sie, ja, hm, hören Sie doch, Herr, Jake meinte, Sie würden nicht mehr als acht oder neun Dollar die Flasche rechnen.“ – „Nein! Zwölf! Das ist das echte Zeug, aus Kanada ‘rübergeschmuggelt. Nicht so ein neutraler, minderwertiger Spiritus mit ein paar Tropfen Wacholderextrakt‘, sagte der biedere Kaufmann im vollen Bewusstsein seiner Tugend. ‚Zwölf Dollar – wenn S’ihn haben wollen [...]‘ – ‚Aber selbstverständlich! Ich verstehe vollkommen!‘ Babbitt reichte ihm dankbar zwölf Dollar.“⁵⁵

Gestreckte, gepanschte, hastig aus bestenfalls neutralem Industrialkohol zusammengemischte und mit künstlichen Aromen notdürftig trinkbar gemachte Destillate, mit synthetischem Alkohol „aufgeladenes“ Bier aus schmutzigen Garagenbrauereien und alles Erdenkliche, was sich „Wein“ oder „Champagner“ nannte – das war es, was in einem substantiellen Sinne im Zentrum des neuen Kults um das gesellige Trinken stand. Denn bessere Ware war für Leute in Babbitts Gehaltsklasse und sogar weit darüber hinaus auf dem amerikanischen Schwarzmarkt schlichtweg nicht zu haben. „Es trifft zu, dass eine Menge, beeindruckend in reinen Zahlen, an gutem Champagner, Scotch, Likören und Brandys Jahr für Jahr aus fremden Ländern in die Vereinigten Staaten kommt“, schrieb David Cort im September 1929, „aber das meiste davon geht an die zu vernachlässigende Minderheit der Reichsten und alten Familien, die es sich leisten können, einen anspruchsvollen Geschmack zu pflegen. Der Rest fließt in die amerikanischen Schnapsfabriken, wo er dazu benutzt wird, den einheimischen synthetischen Produkten etwas Geschmack zu verleihen, die Masse an purem Rohalkohol um einen Hauch verträglicher zu machen.“⁵⁶ Marta Küppersbusch berichtete von Selbstversuchen im Rahmen ihrer Feldstudien: „Die mir in diesen heimlichen, versteckten

⁵⁴ Roy A. Haynes, *Prohibition Inside Out*, New York 1923, S. 235.

⁵⁵ Lewis, Babbitt, S. 81.

⁵⁶ David Cort, *Mother Volstead’s Chickens. A Sympathetic Inquiry Into Why Drinking Americans Broach the Synthetic Vintages of 1929*, in: *Vanity Fair*, September 1929, S. 92 u. S. 128, hier S. 92.

Ausschanklokalen vorgesetzten unheimlichen Gebräue nannten sich Wein und Whisky; es war reiner Spiritus; sie unterschieden sich nur durch die künstlichen Farben.⁵⁷ Herbert Asbury, einer der frühen Chronisten der Prohibition, bestätigte für den Bereich der weniger harten Getränke: „[E]s gab einen Mangel an wirklich gutem Wein, obwohl fast jeder *Bootlegger* sie [natürlich] gern mit den feinsten französischen Champagnern und stillen Weinen versorgte; das heißt, die Flaschen sahen authentisch aus und trugen die Etiketten berühmter ausländischer Produzenten. In Wirklichkeit kamen 99 Prozent der stillen Weine aus den Kellern der Mietskasernen [wo sie hergestellt wurden], und fast aller Champagner war klarer Traubensaft, der mit Luft vollgepumpt und mit etwas Rohalkohol angereichert war. Prohibitionsagenten in New York kontrollierten 1926 vierzig Nachtclubs und beschlagnahmten achttausend Kisten Champagner, die alle [chemisch] analysiert wurden. Nicht ein Tropfen war original.“⁵⁸

Nicht die Qualität, sondern der Zugang zum Stoff an sich bestimmte den Distinktionswert des Alkohols im gesellschaftlichen Kult der amerikanischen Mittelklasse. Und da man sich nicht über Jahrgänge und Lagen verständigen musste, über Hopfensorten und Braumethoden, über die Lagerung und Temperatur edler Cognacs oder *Single Malts*, ging es im Endeffekt nur um seine Beschaffung und Wirkung. Der Klatschkolumnist David Cort beschrieb das Rezept des neuen „großen“ amerikanischen „Nationalgetränks“ – synthetischen Schwarzmarktginns – mit „40 Prozent Rohalkohol, 60 Prozent purem Wasser [und] drei Tropfen Wacholderessenz“ und schloss daraus schelmisch, „da niemand der 60 Prozent Wasser oder der drei Tropfen Wacholderextrakt halber“ Gin trinke, sei wohl der Rohalkohol, der wichtigste Bestandteil, die Hauptsache⁵⁹. Die simple Rezeptur habe diesen früher als „*nigger drink*“ verrufenen Schnaps gesellschaftsfähig gemacht. Man trank, um einen Schwips zu kriegen, um eine fühlbare und sichtbare Wirkung des Alkohols herbeizuführen: „Die Leute trinken nicht, um das eigentliche Trinken zu genießen, sondern um so schnell wie möglich mehr oder weniger betrunken zu werden.“⁶⁰

Ironisch genug, dass in dem Moment, als das Gesetz „*intoxicating liquors*“ – berausende Alkoholgetränke – verbot, genau der berausende Effekt alle anderen Eigenschaften des Alkohols verdrängte und in den Mittelpunkt der *Mainstream*-Trinkkultur rückte. Das war eine Sache von Angebot und Nachfrage. Als sich das Angebot verknappte und verschlechterte, passte sich eine auf symbolischen Konsum ausgerichtete Nachfrage an die Zwangslage an, viel Geld für minderwertigen „Stoff“ auszugeben. Aber dann wollte man wenigstens einen kräftigen „Punch“ dafür, ein in Promillewerten zu messendes, zumindest in dieser Hinsicht vorteilhaftes Kosten-Nutzen-Verhältnis. Die Hingabe an die Wirkung ließ dem Erlebnis des Geschmacks keinen Raum mehr: „Das Trinken harter Spirituosen hat

⁵⁷ Küppersbusch, *Alkoholverbot in Amerika*, S. 211 f.

⁵⁸ Asbury, *Great Illusion*, S. 238.

⁵⁹ Cort, *Mother Volstead's Chickens*, S. 92.

⁶⁰ Rufus S. Lusk, *The Drinking Habit*, in: Bossard/Sellin (Hrsg.), *Prohibition*, S. 46–52, hier S. 47.

sich so weit verbreitet, dass dem Land sein Geschmack für gute Biere und Weine abhanden gekommen ist.“⁶¹ Auch Babbitts Vorsatz bei seiner Vorleistung für soziale Anerkennung war gewesen, „den Jungs heute Abend einen richtigen Schuss in den Arm“ zu geben. Und die größte Sorge seines Gastes Chum Frink, eines „vielgereiste[n] Mann[es], der schon Enttäuschungen erlebt hatte“, war, dass der dargereichte Cocktail „nur Fruchtsaft und etwas milder Alkohol sein mochte“⁶².

In krassem Gegensatz zum ausweichenden, arabeskenreichen Jargon des Alkoholausschenkens in geselliger Runde stand die bildhafte Offenheit, mit der man über die Wirkungsstärke der jeweiligen Getränke und über die Rauschzustände sprach, die sie hervorriefen. Henry L. Mencken, die Journalistenlegende aus Baltimore, schrieb in seinem amerikanischen Wörterbuch, die 228 verschiedenen Begriffe für „betrunken“, die bis auf Benjamin Franklin zurückgingen, seien während der Prohibitionszeit sämtlich „in härtestem Einsatz“ gewesen, und ein Glossar aus dem Jahre 1958 habe gezeigt, dass damals noch rund 108 dazugekommen seien⁶³. Besonders erfindungsreich war die amerikanische Öffentlichkeit bei den *termini technici* der Prohibition: „Die Alltagssprache war bald überhäuft mit Begriffen wie *law enforcement*, *home brew*, *bath tub gin*, *rum runner*, *rum row*, *highjacker* (oder *hijacker*), *bone-dry*, *needle beer* und *Jake* (Jamaica ginger).“⁶⁴

Auffällig – und bezeichnend – waren, wie man am Beispiel *Jake* ablesen kann, Slangbezeichnungen und Spitznamen für schlechte, mörderisch starke alkoholische Schwarzmarktgetränke oder andere hochprozentige Flüssigkeiten, die nicht zum menschlichen Verzehr gedacht, nun aber diesem neuen Zweck zugeführt waren. Krude und ausnehmend schlagkräftige Whiskeysorten hießen *bald face*, *bust head*, *pine top*, *white mule* (ein 85-prozentiger *Bootleg*-Whiskey fast mit Markenimage), *white lightning* oder *panther sweat*. Bei den Mixgetränken reihten sich neben den bekannten Cocktail-Klassikern Prohibitionsneuheiten wie *depth bomb* (eine in der Tiefe detonierende, starke Explosionswaffe für die Jagd auf Unterseeboote) oder *third rail* ein (konventionell die dritte, Starkstrom führende Schiene elektrischer Bahnen). Renaturierter Industriealkohol, dem durch erneutes Destillieren zumindest der Großteil seiner giftigen Beimischungen entzogen worden war, kam unter dem Namen *smoke* in den Handel, Brennspirit und andere normalerweise zu Heizzwecken dienende Flüssigkeiten firmierten unter dem Euphemismus *canned heat*. Mencken führt überdies *jump stiddy* an, eine lokale Spezialität aus South Carolina, die eine Mischung aus *Coca Cola* und renaturiertem Industriesprit gewesen sei, gewöhnlich aus Automobilkühlern: „Kenner bevorzugten angeblich den Geschmack des in Ford Model-Ts Gereiften.“⁶⁵

Es ist wichtig, sich klar zu machen, dass dieser exzessive Slang nicht der exklusive Code einer dadurch abgeschotteten Subkultur blieb. Er durchtränkte vielmehr

⁶¹ Ebenda, S. 52.

⁶² Lewis, Babbitt, S. 82 (hier eigene Übersetzung nach dem Originaltext) u. S. 85.

⁶³ Henry L. Mencken, *The American Language. An Inquiry into the Development of English in the United States*, New York 1963, S. 166 f.

⁶⁴ Ebenda, S. 165 f.

⁶⁵ Ebenda, S. 166.

die amerikanische Alltagssprache. Mencken betonte, er sei gar nicht sicher, wie viele dieser drastischen Bezeichnungen aus der Unter- und Halbwelt der Schattenwirtschaft in die Konversation der amerikanischen Durchschnittsbürger gesickert seien, wie viele den umgekehrten Weg genommen hätten oder von den Medien geprägt worden seien, die sich damit brüsteten, das Ohr nah am „Milieu“ zu haben⁶⁶. Immerhin sei die Proliferation von Slang ein Zeichen dafür, dass die Gesellschaft in den Bereichen, in denen er kursierte, lebendig und in Bewegung war. Das prahlerische Reden über Getränkemixturen, die „das Geschäft gründlich verstanden“, über heroische Räusche und über geheimnisvolle Beziehungen zu „ihrem“ oder „seinem“ *Bootlegger* gehörte jedenfalls auch zu den festen Bestandteilen der thematisch so einseitig festgelegten Partykommunikation in der amerikanischen *Business Class*. Und hier schließt sich ein Kreis, der letztlich nur in seiner Vollständigkeit erklären kann, warum die eigenartige Fixierung auf die Prohibition und ihre Erscheinungen in dieser gesellschaftlichen Gruppe einen so folgenreichen, obsessiven Charakter annehmen konnte. Denn Ida M. Tarbells Hoffnungen im Jahre 1923, es gebe „Anzeichen im Lande, dass die Festtafel des Themas überdrüssig“ werde und es endlich „totgeredet“ habe, sollten sich nicht im Entferntesten bestätigen⁶⁷.

6. Das rituelle Wegdiskutieren des schlechten Gewissens

Die Partygespräche drehten sich um eine immer wiederkehrende Abfolge feststehender *Topoi*, die so vorhersagbar war wie sonst nur die Dauerdiskussionen über das Wetter. Auch in Babbitts Partyrunde ging es in der Hauptsache natürlich um den Alkohol, den der Gastgeber seinen Gästen kredenzte, aber in der verbal verschleierten Form, die den Kenner verriet, der wiederum diese Geste zu würdigen wusste. Mit der verklausulierten Inszenierung des Trinkaktes gingen Gastgeber und Gäste ein Distinktionsbündnis ein. Da der dargebotene Stoff in aller Regel den Test durch eine wirklich feine Zunge nicht zu bestehen vermochte, setzte die Runde auf seine baldige Wirkung, die sich zumeist in lärmender Jovialität Luft verschaffte. Doch da der Takt direkte Kommentierungen der Glasinhalte verbot, schlossen slangreiche Reminiszenzen an frühere Rauscherlebnisse oder kenntnisreiche Hinweise auf rauschverheißende Rezepturen die drohende Lücke: „Chum Frink rief in singendem Tone: ‚Ach, Kinder, ich hab ein feines neues Rezept für heimgebrautes Bier neulich gekriegt. Man nimmt –‘ Gunch unterbrach ihn: ‚Wart mal! Lass mich dir erst meines sagen!‘ Littlefield schnaubte: ‚Bier! Blödsinn! Apfelwein muss man gären lassen!‘ Jones sagte eigensinnig: ‚Mein Rezept bringt alle unter den Tisch!‘“⁶⁸

In einer anderen Episode saß Babbitt eines Abends in einem Hotelzimmer in Monarch mit Kollegen eines Stadtentwicklungskongresses zusammen. Der verstoßen genossene Alkohol hatte schon Wirkung gezeigt und zumindest jegliche

⁶⁶ Vgl. ebenda, S. 706.

⁶⁷ Tarbell, *After the Drink Revolution*, S. 30.

⁶⁸ Lewis, *Babbitt*, S. 86 f.

Skrupel und Verschämtheit beiseite gespült. Nun begann allmählich auch die persönliche Haltung zu erodieren: „Sie hatten die Röcke abgelegt und die Westen aufgeknöpft, ihre Gesichter waren rot und ihre Stimmen nachdrücklich. Sie benedeten gerade eine Flasche ätzenden, geschmuggelten Whisky und beschworen den Pagen in flehenden Tönen: ‚Ach, mein Sohn, könntest du uns nicht noch mehr von diesem balsamischen Nass herzaubern?‘ Sie rauchten große, schwere Zigarren und ließen Asche und Stummel achtlos auf den Teppich fallen. Mit stürmischem Gewieher erzählten sie sich Anekdoten. Sie waren tatsächlich männliche Wesen, die sich in seligem Naturzustand befanden.“⁶⁹

Das Prahlen mit der eigenen Trinkfestigkeit oder mit der Kenntnis der entscheidenden Substanzen brachte die Frage der Männlichkeit ins Spiel. Zu diesem symbolischen Ausagieren von Männlichkeit gehörten auch die stereotypen Hinweise auf exklusive Beschaffungswege oder besondere Beziehungen zu „meinem“ *Bootlegger*, die den Status des Eingeweihten verrieten, dem soziale Anerkennung in der Runde so sicher war wie dem Gastgeber, der materiell bewiesen hatte, dass seine Verbindungen funktionierten. Hier spielte die Sehnsucht nach maskuliner Souveränität ins Abenteuerliche, Waghalsige hinein: Babbitt etwa beobachtete an sich „Seiten der Verworfenheit, die bislang übersehen worden waren“: Der Cocktail „erfüllte ihn mit flirrender Hochstimmung, hinter der er wüste Triebe ahnte – in schnellen Autos zu rasen, Mädchen zu küssen, zu singen, witzig zu sein“⁷⁰. Der kokettierende Hinweis auf den gemeinschaftlichen Gesetzesverstoß brachte die Teilnehmer der geselligen Runde dann wieder auf einen gemeinsamen Stand: Auch das Spiel mit der bewussten Normverletzung gehörte zur wechselseitigen Versicherung von Männlichkeit, gepaart allerdings mit einer Beschwörung des eigenen, herausgehobenen kollektiven Status‘.

In Wirklichkeit war der Besitz von Alkohol im eigenen Heim nicht verboten, sein Konsum zumindest dem Buchstaben des Gesetzes nach nicht illegal. Die Beschaffung des Stoffes und sein Transport bargen noch die größten Gefahren; war er erst einmal im eigenen Hause, konnte man notfalls behaupten, er stamme noch aus Vorverbotszeiten. Gästen Alkohol zu verabreichen, stellte ebenfalls keinen Verstoß dar – vorausgesetzt, es handelte sich um „bona fide“, also wirkliche Gäste, und das hieß, dass sie für die gastfreundliche Dienstleistung nichts bezahlten⁷¹. Überwacht wurden häusliche Festlichkeiten durchschnittlicher Bürger kaum; das private Heim bot zudem weitgehend Schutz vor Ermittlungsbeamten ohne Durchsuchungsbefehl, und einen solchen zu erhalten oder zu umgehen erwies sich als hohe juristische Hürde. Der Dicktuerei mit der Verfassungsverletzung entsprach also nur ein geringes tatsächliches Risiko. Aber gerade das machte sie für die maskuline und soziale Selbstbestätigung tauglich.

⁶⁹ Ebenda, S. 127.

⁷⁰ Ebenda, S. 83f. (hier eigene Übersetzung nach dem Originaltext).

⁷¹ Vgl. Joseph K. Willing, *The Profession of Bootlegging*, in: Clyde L. King (Hrsg.), *Modern Crime: Its Prevention and Punishment* (The Annals of the American Academy of Political and Social Science, Bd. 125 (1926)), S. 40–48, hier S. 46f.

Denn bei aller Koketterie waren in der geselligen Kommunikation Spuren schlechten Gewissens allgegenwärtig. Als moralische Norm entfaltete das Alkoholverbot eine größere Bindewirkung denn als rechtliche. Das zeigte sich ironischerweise gerade bei seiner rituellen Missachtung. Das Ritual war nötig, um sich das schlechte Gewissen gegenseitig auszureden. Eigentlich sei die Prohibition ja eine gute und richtige Maßnahme: „[I]ch sehe die Sache folgendermaßen an, und ich habe sie gründlich geprüft“, verlautbarte Vergil Gunch in Babbitts Runde, „weil ich mit Ärzten und so’nen Leuten, die was davon verstehen, gesprochen habe, und wie ich das Ding sehe, ist es nur recht und gut, dass wir die *Saloons* abgeschafft haben.“ Und wenig später: „Immerhin dürft ihr nicht vergessen, welche ungeheure Wohltat die Prohibition für die Arbeiterklasse bedeutet. Es hindert sie, ihr Geld herauszuschmeißen und ihre Leistungskraft zu reduzieren.“⁷² Aber das erkennen und anerkennen zu können, bewiese doch, dass man als Angehöriger respektabler Kreise, der mit den Experten verkehre – Gunchs Ärzten –, über außergewöhnliches Urteilsvermögen verfüge. Insofern beurteilte man den eigenen Gesetzesübertritt harmloser als den anderer, weil man im Gegensatz zu den „anderen“, den „feindlichen“ und minderwertigen Minderheiten des Prohibitionisten szenarios seinen sonstigen Pflichten als Staatsbürger durchaus nachzukommen verstand.

Selbstverständlich war man in allen anderen Belangen beispielgebender „*law-abiding citizen*“. Und in diesem einen Ausnahmebereich gelegentlicher Gesetzesignoranz konnte man die „persönliche Freiheit des Einzelnen“ geltend machen, eine uramerikanische Maxime, die der männlichen Ausbruchs- und Abenteuerlust republikanische Würde verlieh⁷³. Aber diese „*personal liberty*“ wollte man nicht mit zügellosem Hedonismus übersetzt wissen. Es war vielmehr die Freiheit des respektablen, mündigen Bürgers, der verantwortlich mit ihr umzugehen verstand, was ihn aus der Masse der dumpferen Alkoholkonsumenten heraushob. War der Alkoholkonsum ein Akt der Distinktion, so wurde die Distinktion nun zum Argument, das Trinken zu rechtfertigen, weil die Prohibition ja wohl für andere Leute als solche gedacht sei, die als „anständige“ Bürger Stützen ihres Gemeinwens waren. „Manche Befürworter der Prohibition verdrießt es herauszufinden“, schrieb Ex-Präsident und Verfassungsrichter William H. Taft im Mai 1919, „dass das Gesetz *wirklich* ‚uns‘ betrifft.“⁷⁴ Leute „unseres Schlages“ brauchten keine Prohibition als Erziehungsmaßnahme, um verantwortlich zu handeln – und ebenso zu trinken. Die Prohibition sei prinzipiell richtig und notwendig, brachte dies Howard Littlefield in Babbitts Runde auf den Punkt: „Nur die Durchführung ist eine unglückliche [...]. Der Kongress hat es nicht verstanden, das richtige System zu finden. Wenn ich die Sache unter mir gehabt hätte, hätte ich es so eingerichtet, dass der Trinker selbst die Lizenz bekommt, und dann hätten wir den hilflosen Arbeiter unter unserer Kontrolle gehabt – hätten ihn vom Trinken abgehalten –

⁷² Lewis, Babbitt, S. 86.

⁷³ Bruère, Does Prohibition Work?, S. 282.

⁷⁴ William H. Taft, Is Prohibition a Blow at Personal Liberty?, in: Ladies' Home Journal, Mai 1919, S. 31 u. S. 78, hier S. 31.

und hätten nicht die Rechte – hätten nicht die persönliche Freiheit von Leuten unseres Niveaus angetastet.“ So schloss sich der Kreis der bei jedem Zusammentreffen neu zu zelebrierenden Litanei und löste sich in selbstgefälliger wechselseitiger Statusversicherung auf: „Sie nickten mit den Köpfen, blickten sich voller Bewunderung an und stellten fest: ‚Das wäre das Richtige. Das würde den Nagel auf den Kopf treffen‘.“⁷⁵

Es kann nun nicht mehr verwundern, warum das Thema der Prohibition auf den Festen gerade der wohlhabenderen amerikanischen *Business Class* eine solch übertragende Bedeutung besaß. Es diente als Projektionsfläche für Distinktionsbedürfnisse, Ausbruchswünsche und Männlichkeitsphantasien, als Argumentationshilfe gegen eine doch immer spürbare hintergründige moralische Verunsicherung, als Spiegel eigener Respektabilität und schließlich als Anlass zur Verbrüderung in einer selbstbeschwörenden Geste, die den übermäßigen Genuss von minderwertigem Alkohol in den Rang gesellschaftlicher Salonfähigkeit erhob. Die ganze Widersprüchlichkeit in der Situation, im Verhalten und in den Deutungsmustern dieser sozialen Gruppe wurde in dieser in sich rollierenden Rhetorik nicht aufgelöst, sondern symbolisch auf Eis gelegt, als konsequenter Standpunkt rituell beschworen. Es ist nicht überraschend, dass an diesen stereotypen Zyklus die Lust an Skandal- und Kriminalgeschichten und das ständige Rasonieren über die Fehler der Prohibition (und die Schuldigen daran) anschlussfähig waren. Nicht zuletzt diese Suche nach Sündenböcken besänftigte moralische Zweifel. Hierdurch sollte sich mit der Zeit der Tenor der Gespräche schleichend verändern, in Richtung einer langsam zunehmenden Ablehnung der Prohibition und ihrer Folgen⁷⁶.

Anders als Mabel Walker Willebrandt, Ida M. Tarbell und viele andere Anhänger des Alkoholverbots hofften, sorgte die sozial und kulturell tief verankerte Zwanghaftigkeit, über das Trinken und über das Gesetz und seine Missachtung zu reden, dafür, dass den Partys der Wohlhabenden der Gesprächsstoff nie ausging. Eine allmähliche Wendung der Stimmung gegen die Prohibition machte sich zwar zweifellos bemerkbar, verringerte aber nicht die Intensität der Prohibitionsdebatte. Ohne Frage erfüllte das rhetorische Überspielen fundamentaler Widersprüche im Denken und Handeln der amerikanischen *Business Classes* den Tatbestand der Heuchelei. Natürlich waren ihre Distinktionsbestrebungen und deren Rechtfertigung Ausdruck von Doppelmoral. Dabei handelte es sich aber weder um kokette Spielerei noch um bloße Lippenbekenntnisse noch um blanken Zynismus, wenn dieser in den späten 1920er Jahren auch eine wachsende Rolle spielen sollte. Die geradezu hysterische Wiederholung der immer gleichen Gesprächsmuster zeugte vielmehr von einer Art „ehrlich gemeinter“ Heuchelei, die man gewissermaßen selbsttherapeutisch zu verarbeiten suchte, und einer Doppelmoral, deren Sittlichkeit man tief empfand. Allein das kann erklären, warum prinzipielle Gegnerschaft zur Prohibition in dieser öffentlich einflussreichen Gruppe erst so spät entstand und warum es dazu des Anstoßes durch andere Gruppen bedurfte. Und auch das

⁷⁵ Lewis, Babbitt, S. 86.

⁷⁶ Vgl. Clarence Darrow/Victor Yarros, *The Prohibition Mania. A Reply to Professor Irving Fisher and Others*, New York 1927.

lässige oder zynische Nebeneinander von Gesetz und Übertretung kann diese Erklärung nicht ersetzen, denn dann hätten die „anständigen“ amerikanischen Bürger nicht so viel Energie auf die angestrengte Diskussion darüber verwenden müssen, was sie da gerade trieben und was das bedeutete.

7. Der langsame Umschwung der öffentlichen Meinung

Die Opposition gegenüber dem nationalen Alkoholverbot mit Verfassungsrang entwickelte sich überraschend langsam und spät. Mit einem gewissen Recht konnten seine Verfechter, vor allem die mächtige Interessenorganisation der *Anti-Saloon League*, auf die Popularität des Gesetzes verweisen, denn obwohl keine Volksabstimmung jemals direkt über die Prohibition entschieden hat, nahmen sie das Schweigen der Öffentlichkeit als Zustimmung, zumal sich auch die Massenmedien Anfang der 1920er Jahre der kulturellen Hegemonie unterwarfen und das Verbot überwiegend positiv kommentierten. Daran änderten auch die bald aufflackernden ersten Skandale bei der behördlichen Durchsetzung des Gesetzes, eine Welle der Korruption schon in der Regierungszeit des Präsidenten Warren G. Harding und schlagzeilenträchtige Gesetzesübertritte prominenter Zeitgenossen wenig.

Das lag nicht an einer tatsächlich gesetzestreuen „schweigenden Mehrheit“ in den amerikanischen Mittelklassen, die nämlich in Wirklichkeit zu kaufkräftigen Kunden der grassierenden Alkoholschattenwirtschaft wurden. Deren Kult um geselligen Alkoholkonsum bedeutete aber auch nicht, dass diesen meinungsbildenden Gruppen die Frage egal war, während sie offen und skrupellos ihren neuen hedonistischen Neigungen frönten. Vielmehr standen Konsumdrang und Gesetzesachtung in den Mittelklassen in Spannung miteinander. Man begrüßte das Verbotsgesetz und hieß es im Prinzip gut, während man laufend dagegen verstieß. Zugleich wurde das organisierte Trinken auf privaten Partys jedoch auch nicht tabuisiert. Im Gegenteil: Es gab nichts, worüber man öfter und leidenschaftlicher sprach als über den Stoff, aus dem die Träume waren. Man diskutierte und trank im Grunde das schlechte Gewissen weg, das man als wohlhabender Bürger beim Gesetzesbruch sehr wohl empfand.

Dieses Verhalten erklärt das lange Ausbleiben einer offenen Opposition gegen den 18. Zusatzartikel. Bis über die Mitte der 1920er Jahre hinaus artikulierte man allenfalls den Wunsch, das Ausführungsgesetz zu lockern, um Wein und Bier wieder zuzulassen. Dabei trank man inzwischen fast ausschließlich harte Spirituosen. Erst mit der Präsidentenwahl von 1928 wurde die offene Gegnerschaft zur Prohibition und ihren nun klar zutage tretenden negativen Folgen öffentlich „sagbar“. In den Meinungsumfragen des *Literary Digest* artikulierte sich 1930 zum ersten Mal eine Mehrheit, die die Abschaffung des *18th Amendment* forderte. Diese Opposition schwoll im Gefolge des *Wickersham Reports*, der skandalösen Ausbreitung der organisierten Kriminalität, der Aufdeckung schamloser Korruptionsaffären und der starrsinnigen Haltung der Hoover-Regierung zu einem unwiderstehlichen Strom an. Die Prohibitionsfrage war in der Präsidentschaftswahl von 1932 wahlentscheidend, wichtiger noch als die grassierende Weltwirtschaftskrise.

©Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte

VfZ 2/2010

Jahrgang 58 (2010), Heft 2

Inhaltsverzeichnis: <http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv.html>

URL: http://www.ifz-muenchen.de/heftarchiv/2010_2.pdf

VfZ-Recherche: <http://vfz.ifz-muenchen.de>

Im März 1933 erklärte eines der ersten Dekrete des neuen Präsidenten Franklin Delano Roosevelt Bier wieder für legal. Am 5. Dezember 1933 trat der 21. Verfassungszusatz in Kraft, der eigens zu dem Zweck verabschiedet worden war, das *18th Amendment* für ungültig zu erklären⁷⁷.

⁷⁷ Vgl. David E. Kyvig, *Repealing National Prohibition*, London/Kent/OH 2000 (zuerst 1979).